

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 6 (1926)
Heft: 1

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Marchetti-Selvaggiani, Franciscus, später Erzbischof von Seleucia in Isauria

in Spezialmission 6. VII. 1915—30. III. 1918

Maglione, Aloysius

in Spezialmission 30. III. 1918—8. XI. 1920

Maglione, Aloysius, Erzbischof von Cesarea in Palästina

Nuntius 8. XI. 1920

Besprechungen — Comptes rendus

Urgeschichte des Thurgaus. Ein Beitrag zur schweizerischen Heimatkunde von K. KELLER-TARNUZZER und Dr. H. REINERTH. Druck und Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld 1925.

Das neueste Werk auf dem Gebiete der schweizerischen urgeschichtlichen Forschung verdient in jeder Beziehung eine Besprechung. Die beiden Verfasser haben sich derart in ihre Aufgabe geteilt, daß H. Reinert den allgemeinen Teil als «Urgeschichte des Thurgaus» verfaßte, während K. Keller in den «Quellen zur Urgeschichte des Thurgaus» das gesamte Fundmaterial verarbeitete. Es liegt in der Natur der Sache, daß der statistische Teil zu wenig Aussetzungen Anlaß bietet, sofern er sorgfältig gearbeitet ist. Das ist nun hier der Fall. Prinzipiell hätte man freilich gewünscht, daß die Funde jeder Gemeinde von der Urzeit bis zu den Karolingern übersichtlich nacheinander aufgeführt worden wären, während man nun die betreffende Gemeinde unter jeder Fundperiode nachschlagen muß. Auch wäre es besser gewesen, gerade in der Fundstatistik Hypothesen zu vermeiden und nicht wie S. 171 von einem «ostischen» Steinhammer oder anderswo von Zeit 1—4 des Neolithikums zu sprechen. Was soll der Laie damit anfangen? Der Fachmann weiß genau, daß eine allgemein gültige Chronologie des Neolithikums noch nicht vorliegt und die hier vorliegende Einteilung sich eng anschließt an die Reinert'sche, die sich hauptsächlich auf die Form der Steinbeile und Gefäße stützt und andere Kriterien, wie Silexpfeilspitzen, ganz außer Acht läßt. Nach diesen prinzipiellen Aussetzungen aber muß die Zuverlässigkeit dieses Fundinventars gebührend anerkannt werden. Keller hat sich die Mühe genommen, sämtliche Fundnotizen von F. Keller und J. Heierli nachzuprüfen und zwar auch im Gelände und damit viele unsichere Angaben aus der Literatur auszumerzen. Dabei hat er feststellen müssen, daß eine ganze Anzahl hallstädtischer Grabhügelfunde, die mit thurgauischen Ortsangaben in schweizerischen Museen liegen, gar nicht aus dem Thurgau stammen. Sie sind von gewissenlosen «Ausgräbern» unter falscher Flagge an den Mann gebracht worden. Solche Betrügereien hören mit dem Momente auf, wo die schweizerischen Museen nur noch lokal gesicherte Fundstücke erwerben. In den Literaturangaben sind nicht nur historische und archäologische Zeitschriften, sondern auch Tageszeitungen herangezogen worden, ein Ver-

fahren, das gelegentlich sehr weit führt und meist ohne Schaden unterlassen werden kann. Dafür werden nun alle wichtigen Fundstellen des Thurgaus in Wort, Plan und Bild festgehalten. Es seien nur erwähnt der Lageplan der neolithischen Ansiedlungen Bleiche Arbon, Steckborn, der Grundriß des römischen Kastells von Burg-Stein bei Eschenz, sowie der Übersichtsplan der Brücke und des Bades bei Eschenz, die aus der Römerzeit stammen. Hier findet man auch die von Wild festgestellte Römerstraße zwischen Eschenz und Pfyn. Dazu kommen drei wichtige Siedlungskarten, die Urzeit bis zur Frühgeschichte behandelnd. Zusammenfassend kann man der Arbeit von K. Keller hohe Anerkennung zollen.

Die Arbeit von H. Reinerth war weniger entsagungsvoll, aber schwieriger als die seines Mitverfassers. Er suchte in fließender und anschaulicher Sprache das thurgauische Volk in die Urzeiten zurückzuführen und in ihm das Verständnis für diese Zeiten zu wecken. Dabei ging er von der Landschaft aus und suchte aus den Schwankungen des nacheiszeitlichen Klimas die Siedlungsmöglichkeiten der urgeschichtlichen Stämme im Thurgau zu beleuchten. Dieser Aufgabe ist er auf hervorragende Weise gerecht geworden. Wie gefährlich es gelegentlich ist, auf die Angaben anderer ohne Nachprüfung abzustellen, beweist die Annahme von Dünen bei Moosseedorf, die auf H. Gams zurückzuführen ist. Die von Reinerth erwähnte Freilandstation der Magdalenienzeit, die dort auf dem Moosbühl gefunden wird, liegt nach unsern Ausgrabungen von 1924/25 eben nicht auf Dünen. Weniger glücklich war H. Reinerth mit dem Versuche, die urgeschichtlichen Verhältnisse im Thurgau mit den europäischen in Zusammenhang zu bringen. H. Reinerth nimmt z. B. an, zu Beginn der jüngern Steinzeit seien Völker aus Osten, Westen und Norden in die offenen Landgebiete der Schweiz eingewandert. Die Nordleute seien (S. 28) die Indogermanen gewesen. Aus ihrer Verschmelzung habe sich eine Mischkultur, die Pfahlbaukultur (2200—700 vor Chr.), gebildet. Da ist H. Reinerth unseres Erachtens über das Ziel hinausgeschossen. Auch E. Wahle äußert sich in seiner «Vorgeschichte des deutschen Volkes» mit aller Entschiedenheit dahin, daß lediglich mit der Möglichkeit gerechnet werden könne, daß die Träger des Vollneolithikums mit Kenntnis des Kupfers Indogermanen gewesen seien, denn es habe in Europa neben den Indogermanen noch andere Völker gegeben, die wie sie im Besitze der vollneolithischen Kultur gewesen seien.

Schließlich darf noch erwähnt werden, daß der Verlag diese neueste Urgeschichte des Thurgaus in würdiger Weise ausgestattet hat und daß das Werk durch finanzielle Beiträge von Behörden, Gemeinden und Privaten zu einem prächtigen Heimatbuch gestaltet werden konnte.

Bern.

O. Tschumi.

MARC PETER. *Une amie de Voltaire Mme. Gallatin*. Collection «Vieille Suisse» à Lausanne. Aux Editions Spes. Ouvrage orné de 7 gravures hors-texte et de vignettes dans le texte. 115 pages.

Als Voltaire 1758 in seine neuerworbene Besetzung in Tournay ein-

zog, krachten Artillerie-Salven, schrillten die Pfeifen und klangen die Trommeln, während artige Landmädchen Blumen und Früchte darboten.

Durch den Kauf des Landsitzes, der vornehmlich den Theateraufführungen dienen sollte, trat der gefeierte Dichter in nachbarliche Beziehungen zu der Familie Gallatin, die eine Besetzung in Pregny bewohnte. Die Frau des Hauses, eine geborene Vaudenet, Gattin des Genfer Patriziers Abrah. G., sollte die getreue und begeisterte Freundin seines Alters werden. Es ergab sich von selbst, daß zwei ländliche Gutsbesitzer, die ihren Boden mit Liebe anbauten, mannigfache, tägliche Interessengemeinschaften pflegten. Die kurzen Mitteilungen Voltaires beziehen sich auf Weinlese, Ernte und kleine, peinliche Rechtshändel, die von der bereitwilligen Frau G. geschlichtet werden. Sie beglückt ihn mit frischen Feigen, er bedankt sich mit Theatereinladungen, bei denen Tochter und Schwiegertochter der Freundin mitwirkten. Als Billette, die zum Eintritt in das Theater berechtigen, dienen oft gewöhnliche Spielkarten, zu diesem Zweck trug der sparsame Philosoph immer ein abgegriffenes Kartenspiel in der Tasche.

Außer diesem nachbarlichen Verkehr verband die beiden die Freundschaft für einen gemeinsamen Bekannten, den Landgrafen Friedrich von Hessel-Kassel. Dieser Fürst hatte einst — einer alten Tradition folgend — als Zwölfjähriger Genferboden betreten, um seine Studienjahre dort zu verbringen. Er verkehrte in den vornehmen Genferfamilien und lernte auch Mlle. Vaudenet kennen. Voltaire war ihm 1743 am Hofe Friedrichs des Großen begegnet. Prinz und Philosoph hatten sofort Gefallen aneinander gefunden. Der seit 1760 regierende Landgraf beschloß 1766, dem Ort seiner Studienzeit einen Besuch abzustatten, wobei er Mme. Gallatin wiedersah. In dem sich anschließenden Briefwechsel zwischen der rüstigen Genferin und dem Fürsten variieren unaufhörlich die Nachrichten über den gemeinsamen « großen Freund ». Doch vergißt Mme. G. nicht, dem Landgrafen bei Gelegenheit die schmeichelhaften Aussprüche Voltaires über seinen « philosophischen Prinzen » mitzuteilen und man sieht aus den Briefen der Frau, wie eng der Schloßherr v. Tournay und seine Nachbarin befreundet waren. Voltaires Gesundheitszustand nimmt einen breiten Raum in den Briefen ein und humorvoll erzählt die kluge Freundin von den tausenderlei Krankheiten des Patriarchen v. Ferney, der sich gerne als « Leidender, Sterbender und alter Kranker » gefiel und den man beleidigte, wenn man ihn für gesund hielt. Für den Landgrafen kopiert die Nimmermüde Voltaires Manuskripte, der Fürst dankt mit Übersendung von Spargelsetzlingen, um die Manie des Alten für seinen Garten zu befriedigen.

Unter den Schützlingen, die Frau G. Friedrich von Hessen empfahl, befand sich auch der nachmals berühmte Mallet du Pan, der zum Professor an der Kasseler Akademie ernannt wurde. Nach dessen kurzem, stürmischem Aufenthalt suchte die Genferin einen Nachfolger « von reiferem Alter, der sein Glück mehr zu schätzen weiß », und fand ihn in ihrem Landsmann Luchet. Voltaires sehnlicher Wunsch war es, den Besuch

Friedrichs in Ferney zu erleben, doch der Prinz konnte nicht abkommen und lud deshalb Frau G. und ihre Tochter nach Kassel ein. Bei Gelegenheit ihres Besuches hoffte die Freundin Voltaires eine schon früher mit dem Fürsten eingegangene Unterhandlung zu gutem Ende zu bringen. Die finanzielle Lage des Kaufmanns G. hatte sich bedenklich verschlimmert und es ist bemühend, zu lesen, wie die tapfere Frau versucht, ihren landgräflichen Freund zu materieller Hilfe zu bewegen. Als vorsichtiger Kenner in Geldangelegenheiten hielt sich Voltaire klüglich zurück, der Prinz lehnte es ab, eine Anleihe zu gewähren. Nach ihrer Heimkehr mußte Frau G. dem Gutsherrn v. Ferney ihre Erlebnisse am Kasseler Hof erzählen. Als sie aber von einem Bildnis berichtete, das der Landgraf zu Ehren des Philosophen aufrichten ließ, blieb der entzückte Voltaire « ohne Worte, indem er Zeichen der Bewunderung von sich gab ».

Die letzten Jahre der Freundschaft waren getrübt durch ein fortschreitendes Beinleiden Frau G., die an den wachsenden Triumphen des Theaters v. Ferney nicht mehr teilnehmen konnte. Voltaire führte 1778 seine längst geplante Reise nach Paris aus, um sich von aller Welt huldigen zu lassen. Das ging so schnell von statten, daß die in ihrem Winterquartier in Genf leidende Freundin sich nicht einmal verabschieden konnte. Als Frau G. hörte, daß der Dichter in Paris Unterhandlungen wegen eines Hauskaufs angeknüpft, gab sie jede Hoffnung auf ein Wiedersehen auf. Da der Landgraf nach dem Tode Voltaires dessen Bibliothek nicht ankaufen konnte, bot ihm Mme. G. die in ihrem Besitz befindlichen Briefe und Manuskripte des Dichters an, die der Prinz aber verschmähte. Frau G. letzte leidende Jahre waren besonders durch die Flucht eines Enkels nach Amerika verbittert. Doch machte dieser Genfer in der neuen Welt eine glänzende politische Karriere. Ihm fielen nach dem 1792 erfolgten Tod der Großmutter die Briefe Voltaires zu.

Der verdienstvolle Herausgeber der meist unedierten Billete Voltaires an Mme. G., M a r c P e t e r, gibt in seinem klar und fließend geschriebenen Verbindungstext ein treffendes, oft ergötzliches Bild der letzten Jahre des Patriarchen v. Ferney. Die vorzügliche Darstellung, die durch gut gewählte Bildnisse und zeitgenössische Vignetten glücklich unterstützt wird, zeigt uns einen Voltaire im intimen Freundeskreis, der kulturgeschichtliches, literarisches und menschliches Interesse erweckt.

Z ü r i c h.

R. S c h u d e l - B e n z.

EBERHARD FREIHERR VON DANCKELMANN. *Der kriegerische Geist in den rheinischen Bischofsstädten und die Ministerialität zu Zeiten Heinrichs IV.* (SA. der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 18, I. 2.)

Wenn die militärisch wenig tüchtige Bevölkerung der Rheinstädte vor allem im 11. Jahrhundert es verstanden hat, aus eigener Kraft das Joch der Territorialherren abzuschütteln und im Gegensatz zum lokalen Episkopat zur Autonomie sich durchzuringen, verdankt sie diese Erfolge dem Stande der Ministerialen.

Mag auch hier die römische Tradition dem germanischen Element sich aufgedrängt und in ihm den alten kriegerischen Geist wachgehalten haben, so ist nach Danckelmann doch ihr Einfluß auf die Entwicklung des Städtewesens von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. Die vom Kaiser zum Kriegsdienst herangezogenen geistlichen Fürsten bedienten sich der Ministerialen, um dieser Pflicht nachzukommen. Daher mag die Verwechslung der termini ministerialis und miles herrühren; meines Erachtens drückt ersterer nur ein Dienstverhältnis, der andere einen militärischen Grad aus. Nach Zürcher Quellen z. B. sind in dieser Zeit nicht alle Ministerialen *militēs* und nicht alle Ritter *ministeriales*. Die Klosterreform von Hirschau löste diese Verbindungen, die Ministerialen wurden vielerorts durch die Konversen verdrängt und ersetzt. Dadurch erbittert und durch weitere bischöfliche und laikale Eingriffe bedroht, führte jetzt die Dienstmannschaft einen heftigen Kampf gegen den Grundherrn. Die Anlehnung an die Bürgerschaft der Städte, zu der sie durch Heirat und Amt in engste Beziehungen traten und mit der sie sich schließlich verschmolzen, räumte ihnen eine höhere soziale Stellung ein. Mit ihrem kriegerischen Geist durchdrangen sie die Bürgerschaft und machten sie zur Erringung der Autonomie kampfbereit. — In Basel, wo Bischof Burkart die Partei Heinrichs IV. ergriff und Bauern und Vasallen beschwören ließ, ist vom Stande der bischöflichen Dienstmänner die militärische Organisation der Bürgerschaft ausgegangen. In Straßburg, das Heinrich IV. infolge seiner Reichstreue und des ihm geleisteten Beistandes gegen den Bischof mit besonderen Handelsprivilegien bedachte, trat mit dem Erstarren des bürgerlichen Elementes und vor allem der Handwerker auf Grund kriegerischer Leistungen eine innerliche Umwälzung in die Erscheinung. Eine besondere Rolle spielten die Ministerialen in Mainz, wo sie in allen Nöten zum Könige treu hielten und zu dessen Schutz sich mit den Bürgern zusammenfanden. In Köln führte der Zwist Erzbischof Annos mit dem Burggrafen, dem Richter seiner Ministerialen, zu einer gewaltigen Erhebung der letzteren. Überall ist die Ministerialität die treibende Kraft, und ihr kriegerischer Geist überträgt sich auf die Bürgerschaft.

Diese lehrreiche Studie stützt sich auf gründliches Quellenstudium und liefert einen schönen Beitrag zur Ministerialenfrage.

Zürich.

Guido Hoppeler.

HÉLÈNE STADLER: *Paul-Henri Mallet, 1730 -1807*. Lausanne, 1924, Imprimerie commerciale, 200 pages in 8°.

Paul-Henri Mallet est une intéressante figure de Genevois cosmopolite. Jeune professeur à l'Université de Copenhague, voyageur en Norvège, à Paris, en Allemagne — les Maisons de Brunswick, de Mecklenbourg, de Hesse le choisissent comme historien à gage — Mallet rentre ensuite dans sa patrie, fréquente les salons de la ville haute et les châteaux voisins, prend part aux intrigues de la politique, défend contre les novateurs les droits du Conseil, vitupère contre Rousseau, promène partout, et

jusqu'à Coppet, son masque de politesse, son bon-sens un peu froid, son amertume mal dissimulée.

En second lieu, par le hasard de la situation qu'il occupa longtemps à Copenhague, Mallet a exercé une influence considérable sur la littérature du XVIII^e siècle. Son *Histoire de Danemark* et ses autres ouvrages historiques ont eu un médiocre retentissement, mais tous les admirateurs de la « poésie de nature », tous les préromantiques ont lu son adaptation française de l'*Edda*, qui apportait à l'Europe lassée de Jupiter et des Muses la révélation d'Odin, des Walkyries et de la mythologie scandinave.

L'idée était donc excellente de publier une étude d'ensemble sur Mallet, que l'on ne connaissait guère que par l'ouvrage ancien de Sismondi. Les terres mesurées, nivelées, sont vastes aujourd'hui, et il est beau de pouvoir labourer un sol à demi-inculte.

Il n'est pas certain que Mlle. Stadler ait tout à fait réussi dans sa tentative. Elle aurait dû, me semble-t-il, diviser son livre en deux parties distinctes : la première eût été consacrée à la biographie de Mallet et à son *Voyage en Norvège*, où apparaissent clairement quelques traits psychologiques de l'auteur, tandis que la seconde eût été une étude des oeuvres historiques et littéraires, et de leur influence.

On nous permettra d'attirer l'attention de Mlle. Stadler sur quelques défauts de sa documentation. Le rôle de Mallet à Genève, lors des troubles de 1765 et des années suivantes, fut sûrement plus important qu'elle ne le dit. Sans doute, elle analyse en détail l'opuscule intitulé *Des Intérêts et des devoirs d'un Républicain, par un citoyen de Raguse*, qui propose un moyen terme entre l'aristocratie et la démocratie, mais elle ne dit rien d'une mission que fit à Versailles Mallet, accompagné de Chapeaurouge, à la suite de laquelle les plénipotentiaires durent faire, en 1780, les « honteuses rétractations » qu'elle mentionne sans les expliquer (cf. les *Mémoires* d'Is. Cornuaud. Genève 1912, p. 202). Elle ne sait pas que son héros rédigea, avec le même Cornuaud, son ami, une *Relation de la conjuration* (1782) qui fut envoyée aux ministres des puissances garantes (cf. la *Bibliographie* de Rivoire, No. 2339). Signalons enfin qu'une note manuscrite, dont elle ne parle pas (on la voit en marge de l'exemplaire de la Bibliothèque Publique de Genève. Cf. 315, vol. 140) attribuée à Mallet « la plus grande part » des *Lettres écrites de la Campagne*, dont l'auteur « officiel » est son ami Tronchin.

Il semble aussi que Mlle. Stadler aurait pu définir d'une manière plus précise Mallet historien, montrer quel usage il fait des sources, les idées de « partisan des lumières » qu'il introduit dans son récit. Voltaire, et surtout Montesquieu sont parmi ses auteurs préférés; nul doute qu'il emprunte à celui-ci autre chose encore qu'une théorie des climats (Préface des *Monuments de la Mythologie scandinave*) qui joue déjà son rôle dans *l'Esprit des Lois*.

Pour ce qui est de l'*Edda* et de son influence, Mlle. Stadler n'avait

qu'à suivre l'exemple de M. Van Tieghem, qui a étudié, dans une thèse de Paris, *Ossian en France*, et qui a consacré récemment plus de 100 pages de son *Préromantisme* (Paris. 1924. Rieder) à l'influence de la poésie, de la mythologie scandinaves et surtout du livre de Mallet sur la littérature européenne du XVIII^e siècle. Ici encore, on regrette quelques insuffisances. Mlle. Stadler se donne la peine de résumer pour nous l'*Edda*, mais elle nous dit d'une façon très vague ce qui a passé du texte primitif islandais dans la version française, par l'intermédiaire des traducteurs latin et suédois à l'aide desquels Mallet a établi ses « extraits ». On n'ignore pas, en Scandinavie, le degré de fidélité de la traduction latine de Resenius, que Mallet a pris pour point de départ de son travail, et il leût été curieux de voir de près ce que cet homme de société, ennemi de la « superstition » et peu sensible à la poésie, a conservé de la « barbarie » nordique dans son français limpide et sans saveur.

Le chapitre de Mlle. Stadler sur l'influence de Mallet est une sorte de résumé de l'étude de M. Van Tieghem. On trouvera en plus quelques détails sur la fortune de l'*Edda* au XIX^e siècle, chez Hugo, Leconte de Lisle et d'autres poètes, mais on souhaiterait que ces indications très brèves fussent illustrées par un ou deux exemples, qui feraient mieux comprendre quels éléments précis et quelle qualité de poésie on a empruntés au monde mythologique du nord. Et pourquoi ne pas mentionner au moins les poèmes « ossiano-scandinaves » publiés en France par Saint-Geniès, Proisy d'Eppe, le Vicomte d'Arincourt, de 1814 à 1824, à la veille de l'éclosion du véritable romantisme ?

Certaines de ces adjonctions eussent grossi peut-être ce livre au delà du possible; d'autres auraient demandé à l'auteur des recherches plus poussées. Au demeurant, nous nous en voudrions de ne pas affirmer, en terminant cette note, que le travail de Mlle. Stadler, quelles que soient ses imperfections, peut rendre de très réels services; il témoigne d'un labeur important et nous offre un canevas sûr, dans le réseau duquel viendront se loger peu à peu, au hasard des investigations des historiens, les faits et les commentaires nouveaux qui achèveront de constituer le « dossier Mallet ».

Genève.

Marcel Raymond.

MARTIN HÜRLIMANN. *Die Aufklärung in Zürich*. Leipzig 1924, Verlag Alfred Kröner. 243 S.

Dieses Buch ist gleichzeitig mit dem 2. Band meines « Schweizerischen Protestantismus im 18. Jahrhundert » ausgearbeitet worden und konzentriert sich auf die Aufklärung in Zürich, während mein Buch die ganze evangelische Schweiz umfaßt. Es wäre für uns beide wertvoll gewesen, wenn jeder von uns das Werk des andern gekannt hätte, denn eine solche Arbeit erfordert geradezu das Zusammenwirken des Historikers mit dem Theologen. In den Hauptzügen stimmen wir gut zusammen; auffallend ist, wie der nichttheologische Historiker schroffer als der Theologe die Auf-

klärung als Feind der Religion taxiert und ihr geradezu die Entwertung der Religion zuschreibt.

Den Ausgangspunkt bildet, wie natürlich, die zürcherische Orthodoxie, verkörpert zu Beginn des Jahrhunderts in Antistes Klingler. Hier vermißt man eine Skizze der zürcherischen Institutionen: Katechismus, Liturgie, Gesangbuch etc.; der Autor zieht beinahe einzig die Bekenntnisformel in Betracht. Ob die Aufklärung mit diesen alten Heiligtümern ganz oder halb aufzuräumen vermag, das wird einen gewissen Gradmesser für ihre Kraft bedeuten. Rationalistische und pietistische Bewegungen bereiten dann die geistige Umwälzung vor. Das Rationalistische wird dabei überschätzt; auch vermißt man jede klare Anschauung der pietistischen Bewegungen; die Inspirierten werden fälschlich von «jener böhmisch-holländischen Bewegung im 17. Jahrhundert» abgeleitet, während sie in Wirklichkeit ein Ableger des französischen Inspirationsgeistes sind. Gewiß hat auch der Pietismus kirchenzersetzend gewirkt, daneben aber Kritik und Spott der rationalistisch veranlagten Zürcher hervorgerufen wie später Lavater. Gut ist die Stellung Winterthurs als eines natürlichen Oppositionszentrums beobachtet.

Die eigentliche Aufklärung dringt vom Ausland her — durch Auslandsreisen der Zürcher und durch die Verbreitung ausländischer Bücher — in Zürich ein. Die Umwälzung beginnt dann zuerst im allgemeinen Geistesleben: Naturwissenschaft, Dichtkunst, Logik und überhaupt Philosophie, und erfaßt erst von da aus Theologie und Kirche. Diesen Gang der Entwicklung hat Hürlimann gut verstanden, nur daß er die Freiheit Scheuchzers — er läßt ihn die kopernikanische Theorie einführen — stark überschätzt. Die von Bodmer und Breitinger angeführte Literaturbewegung würde ich in diesem Zusammenhang noch höher einschätzen, jetzt unterstützt von H. Schöffler, *Das literarische Zürich 1700—1750*. Als von mir in meinem Buch übersehen erwähne ich die Einführung der Logik Christian Wolffs durch Breitinger. Man vermißt aber in diesem Zusammenhang den mächtigen Einfluß der französischen Philosophie (Voltaire und Rousseau) und der deutschen Popularphilosophie. Für Theologie und Kirche war epochemachend das Jahr 1737 durch die Wahl Wirzens zum Antistes und Zimmermanns zum theologischen Professor; damit zog ein neuer Geist in die Zürcher Kirche ein, wobei nur Hürlimann fälschlich die Wahl des Antistes der zürcherischen Geistlichkeit zuschreibt, während in Wahrheit der Zürcher Rat aus einem Dreier-Vorschlag des Examinatoren-Konvents auszuwählen hatte. Aber mit den drei Schlagwörtern Orthodoxie, Pietismus und Rationalismus ist hier und anderswo schlechterdings nicht auszukommen; weder Zimmermann noch Wirz waren Rationalisten, sondern beide Vertreter einer vernünftigen Orthodoxie, wie wir die große Übergangsbewegung zu benennen haben.

Wir sind nun allmählich auf der Höhe der Entwicklung angelangt, die Hürlimann — sicher mit Unrecht — als «völlige Herrschaft der Aufklärung und des Rationalismus» bezeichnet. Er findet hier geradezu das Muster-

beispiel einer organischen Entwicklung und hebt in diesem Zusammenhang das «Zürcherische» an diesem Prozeß hervor. Es wird sicher kein Zufall sein, daß die beiden Reformatoren-Städte Zürich und Genf auch in der Aufklärung voranmarschierten; aber ob wir diese Zusammenhänge nachträglich geographisch, wirtschaftsgeographisch und völkisch konstruieren können, bleibt immer fraglich und scheint mir nicht viel einzutragen. Dagegen ist Hürlimann in seinem 5. Kapitel, wo er unter dem Titel «Im Zeichen der Aufklärung» die zürcherische Kulturblüte schildert, ganz besonders auf der Höhe. Er hebt hier den überhandnehmenden Optimismus hervor, verfolgt die Hebung des sittlichen Lebens und die Hebung der allgemeinen Bildung und geht dann der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften in allen Detailgebieten nach. Es folgt eine Skizze der Zürcher Gesellschaft; daran anschließend wird von der Schulreform und der Hebung des wirtschaftlichen Lebens gehandelt. Er hat hier in großer Kürze ein reiches Material verarbeitet, von dem ich bedaure, nicht profitiert zu haben. Ich muß freilich zur «Hebung des sittlichen Lebens» ein großes Fragezeichen setzen; sie stimmt nicht zu der von Hürlimann selbst später hervorgehobenen «Entwertung der Religion».

Unter dem Titel «Die rationalistische Schule» glaubt Hürlimann das Endergebnis der theologischen Entwicklung zu erfassen; er denkt dabei an die Breitinger, Steinbrüchel, Hottinger, Usteri, deren Schriften und Reden seine Zitate entnommen sind. In einem lose angefügten Satz, der vermutlich erst nach Einsicht meines 2. Bandes hinzugesetzt wurde, ist noch der Name Heinrich Corrodis erwähnt. Dagegen muß allerdings von theologischer Seite Einsprache erhoben werden. Breitinger mit all seinen nächsten Schülern und Freunden gehört zu den typischen Vertretern der vernünftigen Orthodoxie, wie er dann auch gerade gegen allen Offenbarungs- und wunderlosen Rationalismus stets eine ablehnende Stellung bezog. Auch die jungen Verfasser des Realregisters zur Zürcher Bibel, Tobler, Lavater und Heß, gehörten eben dieser Übergangsrichtung an, für die der Name «Rationalismus» sehr schlecht paßt. Hürlimann hat sich diese Zusammenhänge verschleiert, indem er lauter Zitate bringt, in denen das Kirchliche und Biblische des Glaubens dieser Männer nicht zum Ausdruck kommt. Ganz anders verhält es sich mit dem jungen Henri Meister, dem enfant terrible, das direkt aus der Quelle der französischen religionsfeindlichen Aufklärung schöpfte, und mit Corrodi und Klauser, den Jüngern des konsequenten deutschen Rationalismus. Hier kann man wirklich von einer rationalistischen Schule reden, die konsequent daran arbeitete, alles Übervernünftige und Übernatürliche vernünftig und natürlich zu deuten. Man mag meinetwegen von zwei Etappen innerhalb der einen Entwicklung reden, aber ohne scharfe Unterscheidung verbaut man sich das richtige Verständnis.

Hürlimann geht dann den Wirkungen der Aufklärung im kirchlichen Leben nach. Hier bringt er den jährlichen Betttag, eine gemeinevangelische Institution, in ganz falsche Verbindung mit der Einführung der vierten

Kommunion, mit der jener gar nichts zu tun hat. Er handelt dann von der Liturgiereform und zwar von der zahmen von 1769, während er die viel einschneidendere, modernere von 1794 nicht zu kennen scheint. Die Reform der Predigt veranschaulicht er gut an dem Gegensatz der beiden Antistes Wirz und Ulrich, nur daß ich bei dem letzteren weniger die Gefühlswärme als die Macht klarer Verständigkeit hervorheben würde. Aber auch Ulrich war nichts weniger als Rationalist und für den Rationalismus sind erst die Predigten des viel jüngeren Salomon Klausener charakteristisch.

Überraschend setzt das 8. Kapitel mit der Entwertung der Religion ein. Wir hören von der aus Gleichgültigkeit stammenden Toleranz, von der Verweltlichung vieler Pfarrer, von der Steigerung des Erwerbssinnes und dem Überwuchern der Politik über die Religion; auch der Religionszustand des Volks erscheint jetzt in düsterer Beleuchtung. Man ist auf diese Wendung im Urteil des Verfassers nicht recht vorbereitet, aber offenbar ist das sein Haupt- und Lieblingsgedanke, daß das Steigen der Kultur ein Sinken der Religion zur Folge hat. Daß es abwärts geht mit der Religion, beweisen ihm gerade die Rettungsversuche einzelner ernster Christen, beginnend mit Antistes Wirz und gipfelnd in Lavaters Kampf zur Rettung des Christentums. Leider versagt der Verfasser gerade in dem Lavater gewidmeten Kapitel; statt uns von den geistigen Kräften und Ideen Lavaters ein richtiges Bild zu geben, begnügt er sich, eine karrikaturartige Charakteristik des Zürcher Propheten zu entwerfen, ihm alle seine Fehler wie Kritiklosigkeit, Oberflächlichkeit, Dilettantismus, sentimentale Eleganz und elegante Frömmigkeit vorzuwerfen und zum Beweis zwei Episoden aus seinem Leben, den Sendschreiben-Streit und Lavaters Kampf auf der Synode, mit ganz ungerechtfertigter Ausführlichkeit dem Leser vorzuführen. Noch schwächer fällt nachher die Charakteristik des Antistes Heß aus: « Eine Vereinigung von Elementen der Orthodoxie, des Pietismus und des Rationalismus » — nichtssagender kann man diesen Mann nicht charakterisieren. Inzwischen wird uns Pestalozzi — sicher zu dessen Erstaunen — als das religiöse Genie, das wir in Lavater vergeblich gesucht, vorgeführt. Diese ganze Schlußpartie ist gründlich verfehlt, so daß wir zu dem Urteil kommen, das Buch von Hürlimann sei eine tüchtige Leistung, soweit es den Aufstieg der Aufklärung als einer weltlichen Kulturbewegung schildere, es versage aber, sobald es ins theologische Gebiet übergreife, womit wir dem Verfasser kein Unrecht anzutun hoffen.

Basel.

Paul Wernle.

ERNST WEINMANN. *Geschichte des Kantons Tessin in der späteren Regenerationszeit 1840–1848.* (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft XIII. Band 2. Heft). Zürich 1924, Gebr. Leemann & Co. A.-G., 177 Seiten.

Die Zürcher Dissertation von Heinrich Gubler über die Geschichte des Kantons Tessin von 1830–1841 (1906) hat in vorliegender Arbeit, ebenfalls einer Zürcher Dissertation, eine treffliche Fortsetzung gefunden. Der Verfasser hat seine Darstellung im Manuskript bis zum Jahre 1851 geführt; er bringt hier aber nur die Abschnitte, die bis zur Einführung

der neuen Bundesordnung reichen (November 1848), zum Abdruck. Die Fortsetzung soll, wie im Vorwort angedeutet ist, erst publiziert werden, wenn einmal auch das Material für die Periode 1851—1855 vollständig gesammelt ist.

Die verständig und übersichtlich gegliederte Arbeit beginnt mit einer Darlegung der Leistungen der liberalen Ära auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, der Verwaltung und des Unterrichtswesens und läßt erst an zweiter Stelle eine Geschichte der politischen Entwicklung folgen. Diese Anordnung ist zweifellos zweckmäßig, erklärt sich doch vieles in der politischen Geschichte des Kantons aus den bedrängten finanzpolitischen Verhältnissen, manches auch aus den unbefriedigenden Unterrichtsverhältnissen, die erst von den Liberalen einheitlich und systematisch reorganisiert wurden. Der Verfasser hätte hiebei vielleicht auch auf die starke Auswanderung der Tessiner nach der Lombardei eingehen können (falls darüber Zahlen zur Verfügung stehen); es wäre interessant gewesen, über den Umfang dieser Bewegung, Stand und Herkunft der Ausgewanderten etc. näheres zu erfahren, umso mehr, da die österreichische Regierung in Mailand gerade in diesen Emigrierten eines der wirksamsten Druckmittel gegenüber der tessinischen Regierung besaß und dieses Moment somit auch in die politische Geschichte direkt eingriff. Doch hat der Verfasser die Besprechung dieses Themas wohl für seine Fortsetzung aufgespart, in der es erst eigentlich aktuell werden wird.

Die Darstellung gründet sich hauptsächlich auf die gedruckten Akten und die Berichte der Zeitungen, sowohl der tessinischen wie der außerkantonalen. Direkten archivalischen Forschungen ist nur wenig entnommen. Um so wertvoller ist es, daß Eligio Pometta dem Verfasser ein großes ungedrucktes Material zur Benutzung überließ. Die Darstellung strebt mit Erfolg nach Unparteilichkeit, ist präzise und zeigt politisches Verständnis. Sie erweckt den Eindruck, daß es vor allem Schwierigkeiten wirtschaftlicher Art, d. h. die in der Natur des Landes liegenden ökonomisch engen Verhältnisse gewesen sind, die die Liberalen an einem vollen Erfolg gehindert haben: jede Neuerung mußte mit unverhältnismäßig hohen Opfern erkaufte werden und diese Opfer, sowie die unvermeidlichen Verletzungen regionaler Interessen vermehrten die Zahl der Anhänger der konservativ-geistlichen Partei. Dabei wurde erst noch in militärischen Dingen beinahe unverantwortlich gespart, so daß die tessinischen Bataillone im Sonderbundskrieg nichts weniger als Ehre einlegten.

Weinmanns Arbeit dürfte wohl auf lange hinaus als abschließende Geschichte des Kantons Tessin im letzten Jahrzehnt vor dem Sonderbundskrieg zu gelten haben.

Basel.

Eduard Fueter.